

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Kleist: Krise und Experiment

gehalten von

Hortensia Völckers

Vorstand / Künstlerische Direktorin

Kulturstiftung des Bundes

am 20.05.2011 im Ephraim-Palais in Berlin

Es gilt das gesprochene Wort.

Meine sehr verehrten Damen und Herren. Ich darf Sie im Namen der Kulturstiftung des Bundes sehr herzlich begrüßen. Wir feiern in diesem Jahr Kleist, und wir feiern ihn groß. Den „armen Heinrich Kleist“. „Le pauvre Henri Kleist“, so schreibt es zwei Monate vor seinem Tod seine Verwandte, Marie von Kleist, an Prinz Wilhelm. Sie bittet um eine kleine Pension für „einen Verwandten, den armen Heinrich Kleist, den diese unglückselige Epoche, zusammen mit anderen Vorfällen, die aus ihr folgen, ins allerletzte Elend gestoßen haben.“ Es scheint ein unmögliches Unterfangen, den Raum zwischen der „unglückseligen Epoche“, den „anderen Vorfällen“ und der Innenwelt Kleists ganz auszumessen.

Kein Großprojekt könnte uns begreiflich machen, wie es zu diesem Kleist-Sog, diesem Kleist-Sound kommen konnte. Zu dieser Sprache, von der Rilke sagte, sie sei „so blind und rein gekonnt, so aus den Tiefen einer harten Natur herausgebrochen“. Es ist eine Sprache, die uns packt, die in Farben, Formen und Rhythmen durch unsere Gehirne hindurch bis in die Körper wirkt. Eine Sprache, die auch noch die Grammatik rhetorisch überwältigt und zum Tanzen bringt. Eine Sprache, deren Ziel es ist, ein Medium der Verschmelzung zu sein: von Ich und Welt, von Gemüt und Gedanken:

„Ja, wenn man Tränen schreiben könnte.“

Kleist konnte es. Mit einer Sprache, die eindringt wie sonst nur Musik.

„Ich betrachte diese Kunst als die algebraische Formel aller übrigen“, so schreibt er es in einer seiner kargen Aussagen über seine Ästhetik, „von meiner frühesten Jugend an, habe ich alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen.“

„Ich glaube, dass im Generalbass die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.“

Über Kleists Sprache, die uns die Untiefen unter der Liebe, die Untiefen des Heldentums, fühlen lässt – darüber zu reden, sind andere berufener. Ich springe stattdessen ins Leben des Dichters Kleist. Der „Generalbass“ seiner Existenz waren Brüche. Kleists Erfahrungswelt ist – ich zitiere – "vom Scheitel bis zur Sohle mit dem Gefühl des Elends durchdrungen, in welchem dieses Zeitalter darnieder liegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien“.

Dieser Satz steht programmatisch am Anfang von Kleists wundersamem letzten Projekt. Soweit ich sehe, ist es in diesem Jahr nicht kalendarisch gewürdigt worden, obwohl das Datum schon hinter uns liegt: Am 30. März 1811 erschien die letzte Ausgabe der „Berliner Abendblätter“, am 1. Oktober 1810 die erste. Eine „Wurstzeitung“ schrieb einer der Grimm-

Brüder, die begeisterte Abonnenten waren. Nicht, weil man darin Wurst einwickeln kann, sondern weil so viel Heterogenes hinein gestopft war, jeden Tag, auf vier Seiten.

Eine Mischung aus ZEIT, BZ, Obdachlosenblatt, Gala, Psychologie heute und Groschenroman – und das jeden Tag – abzuholen „in der Stunde von 5-6 Uhr abends in der Expedition, Hinter der Katholischen Kirche Nr. 3, zwei Treppen hoch“.

Das merkwürdige Blatt war ein Riesenerfolg, das Gedränge zwang die Ordnungshüter herbei, und schon bald zum Ortswechsel, in die Leihbücherei des Herrn Kralowsky, in der Jägerstr. 25, parterre.

Mir kommt dieses erste Hauptstadt-Boulevardblatt Deutschlands wie eine journalistische – und sehr alltagstaugliche – Umsetzung der kleistschen Extreme vor. Kleist als Publizist: das ist der Nationalist, der zum Volkskrieg aufstachelt – aber, der Zensur sei Dank, subtiler als in der „Hermannsschlacht“. Es ist der ins Geheimnis verliebte Kleist mit seiner Liebe zur unaufgeklärten Dämonie und zum unaufklärbaren Zufall – hier wird er zum Anekdotenschreiber. Der verzweifelte Skeptiker mutiert zum ironischen Fortschrittskritiker, der glühende Patriot zum politischen Kommentator.

Die Behörden reagieren naturgemäß heftig und mit Warnschüssen auf die kritische Diskussion der Hardenbergschen Reformen in den „Abendblättern“. Man könne, schreibt Kleist, die Leibeigenschaft nicht aufheben, ohne diejenigen, die über Jahrhunderte unter der Knute nicht denken sollten, ohne sie zu lehren, von der Freiheit Gebrauch zu machen. So wie „Blindgeborene“ erst langsam und mit Hilfe sehen lernen.

Unmittelbar neben solchen politischen Interventionen aber steht seitenweise Triviales: Geschichten von liebenden Bärenmüttern, mordenden Bärenmüttern, unglücklich Liebenden, die sich eine „Kugel durch das Hirn“ jagen, MordBrennerBanden und, dass sich „der Posamentiermeister Martin-Friedrich Krüger, in der Frankfurter Strasse Nr. 45, gestern, aus Melancholie, an seinem Arbeitsstuhl erhenkt hat.“

Die Mischung ist wirklich bizarr. Kleist kennt – nein – er erfindet die Mechanismen von sex and crime, die das Boulevardgeschäft bis heute treiben: Auf die Merkwürdigkeiten bei Hinrichtungen, die Unfälle wegen zu schnellen Kutschierens, das 10jährige Kind in Paris, das 240 Pfund wiegt – auf all das Bunte folgen dann der Lebenskunst dienliche Reflexionen über den Fortschritt.

Eine Wundertüte, diese Abendblätter, mit Geschichten zum Weitererzählen, gestalteten und rohen. Und dann wieder Kleist pur: etwa in der Erzählung „Die heilige Cäcilie oder die Macht der Musik“, die über die Grenzen von Seligkeit oder Wahnsinn führen kann – da wird sein poetologisches Geheimnis zur Literatur. Und natürlich: „Das Marionettentheater“...

Kleist polemisiert kontinuierlich, eitel und gemein, gegen Iffland, der in seinem erstarrten Monopoltheater die Kleistschen Stücke nicht spielen will, aber auch gegen einen parasitären Adel, der sich den neuen Luxus-Steuern entzieht: Jagdpferde beim Finanzamt als Ackergäule deklariert und schon 1810 das Dienstkutschen-Privileg erfindet.

Ein Blatt für alle Stände sollten die Abendblätter sein, und 153 Ausgaben lang waren sie es, mit einer Vernunft, die den Blick auf ihr Gegenteil nicht scheut – Goya wäre der ideale Illustrator gewesen –, und einem ebenso moralischen wie naturwissenschaftlichen Blick auf den „zerbrechlichen Menschen“. Fühlen und Wissen, wenn nicht zusammenzubringen, so doch immer aufeinander zu beziehen – das ist ein lebenszugewandtes Programm, gelegentlich französisch heiter wie die Enzyklopädie.

Ein brauchbarer Frühbürger mit Aussicht auf ein geregeltes Einkommen also, dieser Redakteur Kleist. So könnte man auf ein Happy End hoffen – gäbe es nicht diese Überhitzung, diese Nervosität, diese Wut, dieses Loch und hätten Hardenberg und sein Regierungsrat Raumer dem Blatt nicht ein Ende gemacht, woraufhin Kleist wieder einmal ein Duell fordert, wie schon einige Male, sogar von Goethe. Das immerhin war ihm vom Adel geblieben, dem „pauvre Henri Kleist“.

Der Zeitungsmacher Kleist – heute würde er sich wohl interessieren für die Seele eines Ministers, der als Fälscher entlarvt wird; für die sexuelle Entgleisung eines Pariser Geldmächtigen mit einer mexikanischen Putzfrau; für den Fanatismus von Attentätern; Aufstände in Burkina Faso; Flüchtlinge auf Lampedusa; für den Wutbürger; oder für MagnetResonanzTomographen und die Frage, ob die das Herz öffnen können. In solchen Fragen ist der Journalist Kleist uns nah.

Die Raserei des Hermann, die mörderische Lust der Penthesilea, die rätselhafte Stalkerin Käthchen mögen uns fern sein. Aber die Zerrissenheit des Gefühlsextremisten Kleist, in dem die Zerrissenheiten einer Zwischenzeit einen Sprachkörper suchten und ihn in der Seele eines Kindersoldaten fanden – sie leuchtet nur von Ferne in unsere Zwischenzeit. Oder vielleicht – in angstfreien Momenten – in uns selbst. Und, natürlich, in diese Ausstellung.

Im Namen der Kulturstiftung des Bundes darf ich allen Verantwortlichen für diese Ausstellung sehr herzlich danken. Mein besonderer Dank gilt Günter Blamberger, Stefan Iglhaut, Wolfgang de Bruyn, Frau Nentwig und dem wunderbaren Team, das diese Ausstellung möglich gemacht hat.